

Zuerst muß man zu zweit sein. Rationale Gedanken zur Liebe*

Wenn ich es könnte, würde ich Ihnen zunächst das alte französische Lied vorsingen, das davon erzählt, daß das Vergnügen der Liebe nur einen Augenblick dauert, der Schmerz der Liebe ein ganzes Leben. Ich würde das tun, um Ihnen gleich am Anfang zu zeigen, daß auch ich der romantischen Liebe und den inneren und äußeren Bewegungen, die sie erregt, immer einen wichtigen Platz einräume. Doch über Gefühle könnte ich Ihnen kaum Neues erzählen. Ich kann nur über die rationale Basis der Liebe sprechen und versuchen, Ihnen nahezulegen, daß es dafürsteht, auch diesen Aspekt zu betrachten. Ich möchte aber nachdrücklichst betonen, daß ich keineswegs behaupte, das Rationale sei die eigentliche Basis und die Liebe sei nur so wie ich sie hier beschreibe. Ich möchte lediglich zur Diskussion stellen, daß auch das Phänomen Liebe Aspekte hat, die man von der Vernunft her untersuchen kann und daß man auf diesem Weg zu Schlüssen kommt, die für den Hausgebrauch vielleicht nicht ganz unwichtig sind.

Mein Titel hat Sie hoffentlich einen Augenblick zögern lassen. Das war ganz meine Absicht, denn ich wollte von Anfang an klarmachen, daß die Liebe, so wie ich sie verstehe, etwas ist, das man nicht alleine machen kann. Man muß da, wie gesagt, zu zweit sein. Das heißt, daß man in seiner Lebenswelt mindestens sich selbst und eine andere Person bewußt isoliert hat. Dieses Isolieren verlangt ein gewisses Niveau der Reflexion, also des reflektiven Denkens. Ich wiederhole: Ich spreche nur von der rational erfaßbaren Facette der Liebe. Der Säugling, der wie ein Roboter automatisch und zielsicher zur Brust der Mutter steuert, hat von der Liebe keine Ahnung. Wenn er sich später als Pubertätler, als junger Mann oder als junge Frau ebenso automatisch und unwiderstehlich von gewissen Körperteilen anderer angezogen fühlt, dann hat auch das an und für sich mit der Liebe nichts zu tun. Es kann unter Umständen, aus den körperlichen Kontakten, die sich dann ergeben, eine persönliche Gefühlsbeziehung erwachsen, doch darf man das nie als selbstverständlich voraussetzen.

Die unerläßliche Vorbedingung der Liebe ist die begriffliche Konstitution oder, wie ich sagen möchte, die Konstruktion einer autonomen Person, die von der eigenen

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags, den ich 1989 im Rahmen des 3. Symposiums der Österreichischen Gesellschaft für Familientherapie in Linz hielt.

als unabhängig gesehen wird. Es bedarf einiger Arbeit, um das fertigzubringen. In der traditionellen Weltanschauung und somit im Glauben der allgemeinen Menschheit sind die anderen von vornherein gegeben. Die anderen sind etwas, das der Philosoph in seinem Jargon eine ontologische Voraussetzung nennt, und ontologische Voraussetzungen dürfen als solche nicht angezweifelt werden. Daß auch andere in der Welt sind, daß sie "existieren", das ist eine sogenannte Tatsache. Man nimmt sie hin, und fragt nicht, wieso sie *da* sind oder woher sie kommen. *Wie* sie sind, was sie bewegt und worauf sie abzielen, das ist eine andere Frage.

Die konstruktivistische Denkweise, von der ich Ihnen hier erzählen möchte, ist ein Versuch, aus der Überlieferung und ihren ontologischen Voraussetzungen auszusteigen. Ich will also die Annahmen, Ideen und Grundsätze, die in der abendländischen Tradition fast durchwegs als unumstößlich betrachtet wurden, nicht nur in Frage stellen sondern eliminieren. Darum muß ich Sie warnen, daß meine Ausführungen auf gefährlichen Boden führen und Dinge aufwerfen, über die man besser nicht nachdenkt, wenn man sich in der Schulphilosophie wohl fühlt und das Risiko der Auswanderung scheut.

Man könnte freilich auch einwenden, daß es, wenn nicht verstiegen, so doch unnötig ist, mit einer Tradition zu brechen, die so lange gut funktioniert hat. Darauf gäbe es eine ganze Reihe von Antworten. Die Antwort, die ich hier gebe – und ich gebe sie, weil sie mir in Ihrem Ambiente die einschlägigste erscheint – ist einfach die: Wenn die Menge der Leute, die das Gefühl haben, einen psychologischen Berater oder Therapeuten zu brauchen, so angewachsen ist wie heute, dann ist da vielleicht mit der allgemeinen Weltanschauung etwas nicht ganz in Ordnung. Wenn dieses Argument Sie nicht überzeugt, daß der Konstruktivismus eine Lebensberechtigung hat, dann bitte ich Sie, trotzdem zuzuhören, denn Sie werden nachher in einer viel besseren Lage sein, gegen meine Vorschläge ins Feld zu ziehen.

Der Konstruktivismus, den ich vertrete, ist radikal, denn er versucht, unser Wissen als eine interne Konstruktion zu erklären und nicht wie üblich als Erkenntnis. Sie wissen sicher, daß eine wichtige Sparte der Philosophie Erkenntnistheorie heißt. Ich versuche, dieses Wort zu vermeiden und von Wissenstheorie zu sprechen, eben weil ich von der Erkenntnis wegkommen möchte. Wie immer Sie das Wort "Erkenntnis" auslegen, es bedeutet Widerspiegelung einer Welt, die außerhalb des kognitiven Organismus und unabhängig von ihm "existieren" soll. Die Ablehnung dieses Begriffs ist im Grunde gar nichts Neues. Vor allem, und das betone ich, ist sie nicht meine Erfindung. Für mich entstand sie wie ein Mosaik von Ideen, die am Rande der abendländischen Philosophiegeschichte liegengeblieben waren, teils weil sie zu ihrer Zeit von niemandem verstanden wurden, teils weil sie dem philosophischen und politischen Establishment nicht in den Kram paßten. Ich habe die Bruchstücke, die da herumlagen, lediglich wie eine Art epistemologischer Lumpensammler aufgeklaut und so gut ich konnte zusammengestellt. Die Geschichte, aus der diese Bruchstücke stammen, ist mindestens zweieinhalb Jahrtausende alt und die Bausteine sind sehr viele. An der University of Georgia habe ich zwölf Jahre lang einen Kurs gegeben, der sich genau mit dieser Geschichte des Konstruktivismus befaßte. Die Semesterkurse waren dort vierzehn Wochen lang und sie waren mir dennoch immer zu kurz. Sie können sich vorstellen, daß das, was ich

Ihnen hier darbieten kann, nur ein ganz kleiner Ausschnitt ist von dem, was nötig wäre, um zu überzeugen. Aber meine Zeit hier ist kurz.

Die Geschichte, soweit wir sie auf Grund von Dokumenten verfolgen können, begann mit den Vorsokratikern im sechsten und fünften Jahrhundert vor Christus. Die Vorsokratiker gehörten einer Gesellschaft an, die – das wird für viele erstaunlich sein – trotz der Zeit, in der sie lebten, eine erhebliche Technologie entwickelt hatte. Technologie in dem Sinn, daß die Leute damals Flüsse abdämmen und Bronze gießen konnten, daß sie ganz hervorragende Töpferei betrieben, eine ganze Menge über Medizin wußten, an Biologie und Chemie interessiert waren, und in der Astronomie das Wissen der Ägypter auswerteten. Dazu muß man sagen, daß die Philosophen dieser präsookratischen Zeit. eben dieser 100 oder 150 Jahre, sehr ähnlich wie die Gestalten der Italienischen Renaissance, Leute waren, die mehr als ein Fach beherrschten. Da war nicht einer unter ihnen, der nur Philosophie betrieben hätte. Sie waren Dichter, Künstler, Musiker, Wissenschaftler, Ärzte. Sie interessierten sich für alles, was man überhaupt machen konnte. Sie waren auch die ersten, die es versucht haben, eine gewisse Einheit in ihr Wissen zu bringen. Indem sie das taten, haben sie sich natürlich auch gefragt: Woher stammt dieses Wissen? Wie bekommen wir es?

Da die Vorsokratiker in erster Linie praktische Menschen waren, gingen sie das Wissensproblem auf die einfachste Weise an: Auf Grund von Beobachtungen. Sie sahen z.B. ein Tier, das vor einem Lärm scheut, oder einen Vogel, den eine plötzliche Bewegung in die Flucht jagt, oder ein Kind, das den heißen Ofen berührt und zurückschrickt. Das waren empirische Daten, aus denen sie eine Erkenntnistheorie ableiteten. Es ist wohl praktisch unumgänglich, daß man so beginnt. Ich glaube, jedes Kind macht es ebenso. Fängt man aber so an, dann kommt man schnell zu dem Schluß, es seien unsere Sinne, durch die wir Nachrichten bekommen, die uns zeigen, wie die Welt beschaffen ist. Heute nennt man das Information – Information, die von der Außenwelt in unseren Kopf kommt, ins Gehirn, in die Seele, oder wo immer man das Zentrum des Denkens vermutet. Das scheint sehr vernünftig, weil es einfach ist. Es genügt dem gesunden (d.h. naiven) Menschenverstand und läßt sich nicht ohne weiteres widerlegen. Denkt man ein bißchen weiter, dann kommt man aber früher oder später darauf, daß man da in eine logische Falle geraten ist. Man sitzt nämlich in einem unlösbaren Paradoxon. Einige der Vorsokratiker hatten diese peinliche Situation schon klar erkannt.

Das Paradoxon erwächst aus folgender Überlegung: Wenn ich annehme, daß ich mir in meinem Innern ein Bild von der Welt mache, dann stellt sich unweigerlich die Frage, ob dieses Bild auch gut ist und mit der Welt, die draußen liegt, übereinstimmt. Wie auch immer ich es versuche, ich kann diese Frage nicht beantworten. Ich müßte mein inneres Bild mit der Außenwelt vergleichen, doch das kann ich nicht, denn an die Außenwelt komme ich wiederum nur durch meine Sinne. Das heißt, ich kann mir wohl ein neues Bild machen, aber auch diese Bild ist das Ergebnis meiner Art und Weise wahrzunehmen und das Wahrgenommene in Begriffe zu fassen. Der irische Philosoph Berkeley hat das am deutlichsten ausgedrückt, als er sagte, wir können immer nur Ideen mit Ideen vergleichen.

Dennoch möchte man natürlich nachweisen können, daß die Bilder, die wir uns von der Welt machen, wahrheitsgetreu sind. Dieses Verlangen war und ist die Triebfeder der zweitausendfünfhundertjährigen Geschichte der abendländischen

Philosophie. Die gescheiterten Leute – Denker, Dichter, Künstler – haben unentwegt versucht, irgendwie um die logische Unmöglichkeit herumzukommen. Im Rückblick kann man heute sagen, daß es keinem von ihnen gelungen ist. Wenn von Erkenntnis verlangt wird, sie solle eine Welt widerspiegeln, so wie sie ist bevor wir sie wahrnehmen und in unseren Begriffen artikulieren, kann es keine wahre Erkenntnis geben. Das Argument, daß der Nachweis solcher Wahrheit nur auf Grund eines Vergleichs des Bildes mit dem vermuteten Original gebracht werden könne und daß eben dieser Vergleich ausgeschlossen ist, dieses Argument haben die Skeptiker seit der Zeit der Vorsokratiker unermüdlich wiederholt.

In der neueren Philosophiegeschichte haben dann die englischen Empiriker Locke, Berkeley und Hume die Möglichkeit des Erkennens einer Außenwelt planmäßig untergraben. Locke hat die sekundären Eigenschaften, d.h. die Wahrnehmungen der Sinne als völlig unverläßlich hingestellt; Berkeley hat gezeigt, daß genau die gleichen Argumente auch für die primären Eigenschaften gelten und daß die Eigenschaften, die Descartes der Welt als solcher zugeschrieben hatte, ebenso unverläßlich sind. Dann kam Hume und untermauerte das skeptische Denken durch die Einsicht, daß alles, was wir als ein Verhältnis begreifen, also jede Beziehung die von einem Punkt zu einem anderen führt, das Ergebnis einer mentalen Operation ist, und darum nur von einem Denkenden Wesen erdacht werden kann. Das heißt schlechthin, wir selber setzen die Dinge unserer Erlebenswelt zu einander in Beziehung und können darum nie sagen, ob oder wie sie sich in der Realität als solcher verhalten.

Ein einfaches Beispiel mag das anschaulich machen. Angenommen, wenn Sie schauen aus dem Fenster und sehen zwei Tannenbäume. Um nun etwa zu wissen, ob der eine größer ist als der andere, müssen Sie ganz bestimmte Operationen ausführen. Sie müssen zumindest den Wipfel des einen ins Auge fassen und dann den Blick und die Aufmerksamkeit so bewegen, daß sie zum Wipfel des anderen Baumes kommen. Erst wenn Sie dann den Weg betrachten, den Ihre Aufmerksamkeit gemacht hat, und je nach Ihrer eigenen Position im Raum feststellen, daß es eine Bewegung "hinauf" oder eine Bewegung "hinunter" war – erst dann können Sie etwa sagen: Die rechte Tanne ist größer, weil ich da von der anderen zu ihr hinaufgeschaut habe. Nur dadurch, daß die Aufmerksamkeit sich von einem Punkt zum anderen bewegt, kommt das Verhältnis zustande. Es hat den Anschein, daß wir es "wahrnehmen", doch es sind unsere eigenen Operationen, die es konstruieren.

Wie Sie wahrscheinlich auch wissen, hat Kant gesagt, daß Humes Überlegungen ihn aus seinem "dogmatischen Schlummer" gerüttelt haben. Und im Weiterdenken hat Kant dann der realistischen Weltanschauung sozusagen den Rest des Bodens weggenommen, indem er darlegte, daß Raum und Zeit, so wie wir sie begreifen, nicht der Welt als solcher angehören, sondern unserem "Erkenntnisapparat". Beide Begriffe sind Eigenschaften unseres Erlebens, etwa so, wie die optischen Eigenschaften einer Kamera der Linse angehören und nicht der Landschaft, die fotografiert wird.

Das klingt vielleicht etwas technisch und verschroben, doch es hat ungeheure Folgen für die Praxis des Lebens. Wenn man als Arbeitshypothese annimmt, daß Raum und Zeit durch unsere Anschauungsweise in alles Erleben hineingetragen werden, dann wird sehr schnell klar, daß wir uns eine Welt, so wie sie ist bevor wir sie erleben, überhaupt nicht vorstellen können. Alle unsere Vorstellungen, alle unsere

Bilder, sind Strukturen, die ohne das Begriffsgerüst von Beziehungen in Raum und Zeit nicht aufgebaut werden können. Ohne diese Begriffe ist die Welt unvorstellbar und verwandelt sich in "das Eine" der Mystiker, das Dichter und Künstler bewegt, aber der Vernunft unzugänglich ist, weil alle rationalen Begriffe und Bedeutungen daran abgeleiten.

Von Kant bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts wurde diese Denkweise zwar von Einzelnen vertreten, blieb aber ein kleiner Seitenarm der Philosophiegeschichte, während der Hauptstrom im traditionellen Flußbett weiterrollte und nach wie vor versuchte, das Paradoxon des Wissens auf metaphysischen Umwegen ins Irrationale zu umgehen.

Seither hat die Situation sich drastisch verändert. Der Umbruch in der Physik und der Aufstieg der Quantenmechanik haben der Naturwissenschaft die Illusion genommen, daß die Welt objektiv erkannt werden könne. Da gibt es revolutionäre Aussagen, wie etwa Heisenbergs "Je tiefer der Wissenschaftler schaut, desto mehr sieht er sich selbst,"¹ oder Einsteins Erklärung, daß der Begriff körperlicher Gegenstände freie Schöpfung des menschlichen Geistes ist.²

Es ist sicher nicht ohne weiteres ersichtlich, was diese weitläufige erkenntnistheoretische Einführung mit unserem Thema zu tun hat. Doch um meinem Titel ein Modikum von Sinn zu verleihen, war es notwendig zunächst die Auffassung zu begründen, daß wir, was unser rationales Wissen betrifft, unweigerlich alleine sind, da wir es selber aus unserer Erfahrungswelt aufbauen müssen und niemand anderer das für uns tun kann. Da werden viele einwenden, daß das nicht stimmt, denn im Laufe des Lebens lernen wir ja eine Menge von dem, was wir zu wissen glauben, durch sprachliche Vermittlung von anderen Menschen und von Büchern. Um diesem Einwand zu begegnen, muß ich nun noch einen theoretischen Ausflug machen.

In den letzten Jahrzehnten ist die konstruktivistische Denkweise, dernach wir die Welt unserer Erfahrung selber hervorbringen, durch die Entwicklung der Kybernetik erheblich bekräftigt worden. Einerseits haben die neurophysiologischen und biologischen Arbeiten von Heinz von Foerster und Humberto Maturana den Konstruktivismus sozusagen wissenschaftlich auf die Beine gestellt. Andererseits ermöglicht die von Claude Shannon und Norbert Wiener formulierte Kommunikationstheorie zum ersten Mal eine kritische Betrachtung der sprachlichen Verständigung. Aus dieser Theorie geht etwas hervor, das nicht nur für Unterricht, Psychotherapie und Gesellschaft im weitesten Sinn große Bedeutung hat, sondern auch eben für das Zusammenleben von zwei Menschen.

Die Sprache erweckt zumeist die Illusion, daß sie Gedanken, Ideen, Wissen und Empfindungen von einer Person zur anderen überträgt. Einer spricht oder schreibt, der andere hört oder liest und erhält auf diese Weise Einsicht in was der andere denkt und fühlt. Doch diese Übertragung ist eine Illusion. Um das einzusehen, braucht man nur genauer zu betrachten, was bei einer sprachlichen Unterhandlung vor sich geht. Wenn ich etwas sage, bringe ich Laute hervor, wenn ich es schreibe, sichtbare Zeichen. Die anderen, die diese Laute hören oder die Zeichen sehen, werden sie, sofern meine Sprache ihnen geläufig ist, als Wörter erkennen. Mit diesen Wörtern

¹ Werner Heisenberg, *Das Naturbild der heutigen Physik*, Rowohlt, 1955; S.17.

² Albert Einstein, *Physics and Reality*, Bonanza Books, 1954; S.291.

haben sie im Laufe ihres Lebens Bedeutungen verbunden, das heißt Vorstellungen von Gegenständen, Situationen, Vorgängen, Erlebnissen, und Gefühlen. Diese Assoziationen sind ihre eigenen, die sie für sich selbst gemacht haben. Da jeder die Wortbedeutungen aus seiner eigenen, subjektiven Erfahrung schöpft, sind sie von Person zu Person unterschiedlich. Das heißt, daß meine Wörter in anderen Bedeutungen oder Vorstellungen, hervorrufen, die nicht meine sind sondern ihre. Selbst wenn wir von den alltäglichsten Dingen sprechen, von Äpfeln, Bäumen, Bleistiften oder Verkehrsregeln, sind die Vorstellungen, die wir mit diesen Wörtern verbinden, nie für uns alle die gleichen. Die Unterschiede spielen im Alltagsleben freilich keine Rolle, weil unsere subjektiven Bedeutungen im Laufe unzähliger Unterhandlungen so abgeschliffen wurden, daß sie gut genug zusammenpassen, um keine Unstimmigkeiten mehr hervorzurufen. Daß sie nun mehr oder weniger reibungslos zusammenpassen heißt aber nicht, daß sie identisch sind. Beginnt man, über weniger alltägliche Dinge zu sprechen – etwa über Philosophie – so kommen die individuellen begrifflichen Unterschiede sehr schnell zutage.

Obschon wir alle das recht häufig erfahren, lebt die Illusion, daß die Sprache ein Transportmittel ist, unentwegt fort. Wenn man etwas sagt und der andere versteht es nicht, sagt man es lauter. Man findet das sogar vielfach bei Lehrern, als sei der Nürnberger Trichter ein brauchbares Modell des Unterrichts. Und man sieht Studenten lesen, als glaubten sie, man könne die Bedeutung der Wörter unter der Druckerschwärze auf dem Papier finden.

Die kybernetische Kommunikationstheorie hat nun klar erwiesen, daß die Idee einer direkten sprachlichen Übertragung unsinnig ist. "Übertragung", "Sendung" und "Empfänger" sind irreführende Metaphern, sofern es sich um den begrifflichen Inhalt sprachlicher Ausdrücke handelt. Was sich fortbewegt, von einer Person zur anderen, sind Laute, graphische Gebilde oder, in der Telegrafie, elektrische Impulse – kurz Schwingungsmuster von Ton, Licht oder Elektrizität. Diese Muster können als sinnvolle Zeichen erkannt und entziffert werden, vorausgesetzt man kennt den Kode der die jeweilige Bedeutung mit den Zeichen verbindet. Und die Verbindung, die dem Zeichen eine Bedeutung zuordnet, kann nur auf einer Assoziation beruhen, die jeder Einzelne im Laufe seiner Erfahrung mit der Sprache herstellen muß. Darum sind und bleiben Wortbedeutungen subjektiv – auch in den Bereichen des täglichen Umgangs, wo sie durch den praktischen Gebrauch abgeschliffen und an einander angenähert werden.

Das zweite Element der Kybernetik, das für unser Thema eine Rolle spielt, ist die Idee der Selbstorganisation. Wenn wir uns nicht wie Descartes mit dem mystischen Glauben zufrieden geben, daß unsere Sinne dank göttlicher Vorsehung den logischen Widerspruch überbrücken und uns ein wahrheitsgetreues Bild der Welt vermitteln, dann müssen wir ein Modell erdenken, das erklärt, wie das konstruiert werden könnte, was wir Wissen nennen. Niemand hat das schöner gesagt als Jean Piaget. Schon in den Dreißigerjahren, bevor die Kybernetik erfunden wurde, schrieb er in seinem Buch *La construction du réel chez l'enfant*: "Die Intelligenz organisiert die Welt, indem sie sich selbst organisiert".³

³ Jean Piaget, *La construction du réel chez l'enfant*, Delachaux et Niestlé, 1937; S.311.

Wie diese Konstruktion vor sich gehen könnte, will ich kurz andeuten. Es handelt sich da um Hypothesen, nicht um Beschreibungen von Tatsachen. Doch es sind Hypothesen, in die man bestimmte, sich zahllose Male wiederholende Erlebnisse sehr gut einreihen kann. Ein kleines Kind hat zunächst als Säugling von dem Unterschied zwischen Innen- und Außenwelt keine Ahnung. Diese Trennung muß erst langsam gebaut werden. Da wird ein Schnitt gemacht, erst hier, dann dort, und allmählich fügt sich die Schnittlinie zusammen. Was innerhalb liegt, bin ich, außerhalb ist die Welt. Das einjährige Kind macht sich darüber keine Gedanken, doch es lernt, mit einigen Dingen dementsprechend umzugehen. Piaget's Beobachtungen über das, was er "zirkuläre Reaktionen" nannte, zeigen es sehr schön. Das Händchen, das an der Schnur zieht, gehört zu mir, die Klingel, die mein Ziehen zum Läuten bringt, ist außen. Mit dieser und vielen ähnlichen Handlungen gewinnt das Wesen, das man später Ich nennt, seine erste Form. Gleichzeitig lernt das Kind, daß es Vergnügen macht, in Dingen, die nicht zu einem gehören, Reaktionen hervorzurufen. Beißt man zu fest auf den Daumen oder die große Zehe, dann tut es weh – die gehören also zu einem selbst; nicht wie der Deckenzipfel, das Ohr des Teddybärs oder was sonst man in den Mund steckt.

In gewissem Sinn ähnlich kann man sich vorstellen, wie der Begriff von "Anderen" und schließlich von der "Gesellschaft" auf Grund einer langen Reihe von Erlebnissen aufgebaut wird. Zahlreiche Beobachtungen haben zu dem Schluß geführt, daß kleine Kinder zunächst alles, was sich bewegt, für lebendig halten. Die Wolken und der Mond wandern so absichtlich über den Himmel, wie man selber aus dem Haus in den Garten läuft. Die Bäume bewegen ihre Äste nicht weniger bewußt als man die eigenen Arme hebt. Doch dann lernt man neue Unterscheidungen. Dem Frosch, den man fangen möchte, lernt man Wahrnehmungen zuzuschreiben, denn wenn man sich ihm von vorne nähert, scheint er einen zu sehen, und wenn man Lärm macht, hüpfert er ins Wasser. Der Hauskatze und dem Hund mutet man ganz bestimmte Absichten zu und aus dem Verhalten der menschlichen Familienmitglieder schließt man endlich, daß sie zuweilen planmäßig handeln – und dann beginnt man mit der endlosen Aufgabe, die Ziele der anderen und ihre Methoden, sie zu erreichen, ausfindig zu machen.

Kant hat das in der ersten Ausgabe der *Kritik der reinen Vernunft* zusammengefaßt, als er sagte: "Wenn ich mir ein anderes Subjekt vorstellen will, so kann ich das nur, indem ich diesem anderen zuschreibe, was mich selbst zum Subjekt macht."⁴ Das beginnt mit der Selbstbewegung und der Wahrnehmung, dann kommen Zielstrebigkeit, Absichten und Pläne hinzu, und es endet in Versuchen, zu erschließen, ob andere ihre Ziele auf Wegen verfolgen, die man selber einschlagen würde. Wo immer das der Fall zu sein scheint, das heißt, wo man den Schluß gerechtfertigt findet, daß andere an das vermeintliche Ziel so herangehen, wie man es selber machen würde, kann man es als Bestätigung betrachten, daß die Welt dieser anderen nicht anders beschaffen ist als die Welt, die man aus der eigenen Erfahrung aufgebaut hat.

Für die konstruktivistische Theorie, die ich hier verfechte, ist das ein ungemein wichtiger Punkt. Es ist die Basis, die es mir erlaubt, meinem Wissen einen viel breiteren Anwendungsbereich zuzuschreiben, als die individuelle Erfahrungswelt, in

⁴ Imanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*. A353.

der ich es konstruiert habe. Insofern ich mein Wissen auch von anderen erworben und angewandt zu sehen glaube, kann ich von *Intersubjektivität* sprechen. Das trägt ganz erheblich zur Stabilität meiner Wirklichkeit bei und eröffnet zudem eine neue und wichtige Perspektive in Bezug auf Ethik.

Das Wort "Ethik" wird freilich unterschiedlich benützt. Wenn unter Ethik eine Sammlung von Regeln verstanden wird, die vorschreiben, was man tun oder lassen soll, dann hat der Konstruktivismus ebensowenig zu sagen wie alle anderen rationalen Philosophischen Systeme. Versteht man Ethik aber als die Grundlage von Werten, aus der Verhaltensregeln abgeleitet werden können, dann liefert das Streben nach intersubjektiver Wirklichkeit eine Basis, die anderen Denkweisen abgeht. Die herkömmliche Philosophie mußte immer von der Annahme ausgehen, daß es ethisch notwendig ist, das Schicksal anderer in Betracht zu ziehen, doch sie konnte diese Annahme nie rational begründen. Vom konstruktivistischen Gesichtspunkt aus aber *brauche* ich die anderen, denn nur durch sie kommt jene Intersubjektivität zustande, die es mir erlaubt, eine stabilere Wirklichkeit aufzubauen als es mir alleine möglich ist. Das hat mit Ethik an und für sich nichts zu tun, sondern ist ein rein epistemologisches Argument, das mich zwingt, die anderen, die meine Wirklichkeit bevölkern, zu berücksichtigen.

Daraus lassen sich einige wichtige Richtlinien ableiten. Einerseits Kants "kategorischer Imperativ", demnach die anderen als autonome Wesen betrachtet werden müssen und nicht als Mittel zum Zweck. Andererseits führt es zu der Einsicht, daß meine Wirklichkeit keineswegs stabiler wird, wenn ich die Übereinstimmung der anderen mit meinen Ansichten und Methoden durch Gewalt erzwingen, denn was sie nicht freiwillig tun, kann mein Weltbild nicht bestätigen. Nur wenn man andere so handeln sieht, wie man selbst handeln würde, kann man in ihnen einen Beleg für die eigenen Grundsätze sehen. Das führt offensichtlich zu Toleranz und zu der Einsicht, daß Einvernehmen nicht erzwungen oder erkaufte werden kann, sondern aus Überzeugung erwachsen muß.

So komme ich nun endlich zum Zusammenleben und somit zu dem praktischen, rationalen Aspekt der Liebe, zu dem der Konstruktivismus möglicherweise etwas sagen kann.

Wie mein Titel verkündete, muß man vor allem zu zweit sein. Man kann freilich das Meer lieben, oder die Berge, und sogar auch Blumenkohl oder Schokolade. Aber wir sprechen hier von der Liebe zu einer anderen Person. Da scheint es mir nun wichtig, sich so oft wie möglich zu sagen, daß man die Personen, denen man begegnet, selber konstruiert. Das soll nicht heißen, daß man sie etwa als Wesen erschafft und ins Leben ruft, sondern nur, daß die Art und Weise, wie man sie erlebt, von einem selbst stammt und nicht von ihnen, und daß die Eigenschaften, die Gefühle und die Absichten, die man ihnen zuschreibt, oft auf nichts anderem beruhen, als gewohnheitsmäßigen Abstraktionen aus der eigenen Erfahrung.

Da man die andere Person dazu braucht, um das eigene Weltbild zumindest in einigen Beziehungen zu bestätigen, und weil eine Bestätigung nichts taugt, wenn sie nicht freiwillig ist, muß man dem Partner Autonomie gewähren, Freiheit des Denkens, Freiheit des Handelns. Er oder sie soll machen können, was er oder sie will. Sobald man sich das eingesteht, wird klar, daß das im Rahmen des Zusammenlebens gar nicht leicht ist. Was sie will und was er will, müssen da einigermaßen

zusammenfallen. In der Praxis scheint das unerreichbar. Dennoch funktioniert es zuweilen recht gut. Man fährt sich gewissermaßen ein, etwa wie ein Auto, das am Anfang bei den ersten paar hundert Kilometern noch so gewisse Rauheiten hat. Man schleift beiderseits so manche Rauheit ab, weil man aus emotionalen Gründen, die einem als Rationalisten schleierhaft sind, mit dem anderen zusammenbleiben will, gleichgültig, was er oder sie macht (zumindest sagt man sich das). Dann aber kommt es zuweilen dazu, daß der andere in einer Weise handelt, die man nicht mehr hinnehmen kann, weil sie einem zu sehr gegen den Strich geht. Das schafft enorme Schwierigkeiten, denn das Einwilligen, das vorerst ein Zugeständnis war, das man mit Freuden machte, wird auf einmal zum Opfer. Dinge, die man gerne dem anderen zuliebe machte, empfindet man nun als Zwangsarbeit. Da besteht also ein sehr heikles Gleichgewicht, das erhalten werden muß.

Das sieht so aus, als hieße "machen, was man will" immer nur das machen, was beide wollen. Wo es sich um zwei autonome Individuen handelt, ist das praktisch unerreichbar. Die Kunst des Zusammenlebens muß also gelernt werden. Es geht vor allem darum, einzusehen, daß es *trotz* der innigsten Liebe wichtige Dinge gibt, die man den anderen alleine machen lassen kann. Liebe heißt keineswegs, daß da alles geteilt werden muß. Man muß nur dafür sorgen, daß es immer wieder Dinge gibt, die beide gerne mit einander teilen.

Als Außenseiter, der nichts mit Therapie zu tun hat, aber reichlich Gelegenheit hatte, das Zusammensein von Leuten in verschiedenen Ländern zu beobachten, bin ich zu dem Schluß gekommen, daß es eine weit verbreitete Illusion gibt, die das Fortdauern der Liebe unmöglich macht. Solange Kinder so erzogen werden, daß sie glauben, Liebe ginge von selbst, wie ein Zauber, der von außen kommt und sich selber schafft und erhält, kann es nicht funktionieren. Die Liebe – das hat ja schon Ovid gesagt – ist eine Kunst. Sie muß unentwegt gebaut werden und verlangt dauernde Wachsamkeit, Vorsicht und Überlegung.

Vom konstruktivistischen Gesichtspunkt aus ist das sehr klar. Der Partner ist immer das, was wir von ihm oder ihr erleben. Wir haben ihn oder sie aus unseren eigenen Erfahrungen abstrahiert und darum ist er oder sie unsere Konstruktion – nicht etwa ein "Ding an sich", das unabhängig von uns existiert. Und es ist diese von uns konstruierte Person, der wir unsere Interpretation einer Vergangenheit angedichtet haben, die in uns Erwartungen hervorruft. Wenn diese Erwartungen dann nicht eintreffen, sind wir enttäuscht und neigen dazu, die Schuld dem anderen zu geben. Wir vergessen, daß eigentlich nur wir selbst dafür verantwortlich sind, wie wir über den Partner denken – denn wie sie oder er handelt und spricht, läßt sich immer auf sehr verschiedene Weisen interpretieren.

Was die Eintracht so oft zerrüttet, ist das Bestehen auf einer Interpretation, als sei sie die einzig richtige. Einzig Richtiges gibt es für Konstruktivisten nur in der Mathematik und anderen von uns erfundenen Spielen. Im Leben gibt es keine Probleme, von denen man sagen könnte, sie hätten nur eine Lösung. Auch dort, wo man im Augenblick nur eine kennt, ist es besser, anzunehmen, daß es noch andere gibt. Das, worauf es ankommt, ist eine Lösung zu finden, die funktioniert – und mitunter gelingt das nur, wenn man entdeckt, daß man die problematische Situation auch von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachten kann. Darum sollte man im Zusammenleben mit einem Menschen nie vergessen, daß sich alles, was er tut oder

sagt, auf unzählige Weisen auslegen läßt. So kann die Vernunft vielleicht ein Klima schaffen, in dem die Liebe bessere Chancen hat.

This paper was downloaded from the Ernst von Glasersfeld Homepage, maintained by Alexander Riegler.



It is licensed under the Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs License. To view a copy of this license, visit <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/> or send a letter to Creative Commons, 559 Nathan Abbott Way, Stanford, CA 94305, USA.

Preprint version of 10 Mar 2006